

Musica coeli

Meinem Bruder Holger zum 50. Geburtstag.

*Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang,
und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.*

(Faust I, Prolog im Himmel)

Ich muss kurz eingenickt sein. Mal wieder. Die Zeit des Wartens dehnt sich endlos, obwohl das Ende doch feststeht: Die Todesstrafe ist von oberster Instanz bestätigt, Revision ausgeschlossen. Der Scheiterhaufen wartet auf mich, ein Relikt der Vergangenheit, seit Ewigkeiten nicht mehr angewandt. Nur der Termin steht noch nicht fest. Aber meinen Fünfzigsten werde ich wohl kaum noch begehen, wozu sollten sie jetzt noch lange warten? Die Leute wollen die Genugtuung der Strafe jetzt, solange der Prozess, solange das Verbrechen noch frisch im Gedächtnis (und im Herzen) der Öffentlichkeit ist. Und was man bis Fünfzig nicht geschafft hat, erreicht man ohnehin nicht mehr. Das sind indessen *meine* Gedanken, was und wie die Autoritäten denken, hat sich in der Vergangenheit stets als etwas völlig Anderes erwiesen.

Also heißt es weiter warten. Die fensterlose Kerkerzelle mit ihren feuchten meterdicken Wänden aus unbehauenen Steinblöcken, ihrer Gewölbendecke und der stählernen Gittertür ist ein unfassbar lächerliches Klischee, vor allem mit diesem riesigen, geschmacklos gemusterten Sofa in seiner Mitte, in dessen billigem, von der Feuchtigkeit muffigen Schaumstoff man so tief versinkt, dass sich wohl auch Normalgewichtige daraus nur schwer wieder erheben können; für mich mit meinen hundertzwanzig Kilo ist es jedenfalls unmöglich – die Wärter könnten die Zellentür unverschlossen lassen. Vielleicht ist sie es sogar.

Die Luft ist miefig und abgestanden. Das einzige Licht kommt von dem Fernsehapparat, einem winzigen, billigen Schwarz-Weiß-Gerät aus den Sechzigern, dessen Bild leicht seitlich verzerrt ist. Es läuft ohne Ton eine Sondersendung zu der offiziellen Trauerfeier für mein Opfer, ein Staatsakt, der wegen der großen öffentlichen Anteilnahme in

ein Sportstadion verlegt worden ist. Noch laufen die Vorbereitungen, noch strömen die Gäste in die vier großen Tore, noch kommen Limousinen mit Politikern und anderen Prominenten an, Türen werden geöffnet und Hände geschüttelt, überall ernste Mienen. Es könnte kaum langweiliger sein, und dennoch starre ich auf den Bildschirm, um nicht an die Decke starren zu müssen, wo – eben noch sichtbar im Halblicht – dicht an dicht die Fledermäuse hängen und sich manchmal im Schlaf leicht bewegen, als würden sie träumen. Unheimlich. Weiß der Teufel, wie die hier hereingekommen sind. Oder ich würde auf die Ameisenstraße starren, den nur etwa fingerbreiten, stetigen, leicht pulsierenden Strom schwarzer Leiber, der von irgendwo hinter dem Sofa kommt, links an mir vorbei und in einem weiten Bogen zur Rückwand der Zelle führt, wo ein Spalt in der Mauer sein muss. Widerlich. Da starre ich schon lieber halb abwesend auf das museumsreife Fernsehgerät und die langweilige Zeremonie. Genauer: auf die Ausschnitte Himmels, welche die Kamera streift. Nicht dass ich das Blau und die Wolken vermischen würde, aber die Ahnung von unendlicher Tiefe beruhigt mich aus irgendeinem Grund. Im Vordergrund jetzt das Musikcorps der Bundeswehr; wahrscheinlich spielen sie die Nationalhymne, die Bewegungen würden passen. Gut, dass der Ton abgeschaltet ist, so kann ich aus dem weißen, in meinem Kopf wieder blauen Himmelshintergrund die so viel zartere Ursprungsversion aus Haydns Kaiserquartett op. 76 Nr. 3 hören und mir einbilden, ich kennte den dümmlichen Text von Fallerslebens nicht. Dann bediene ich mich weiter aus dem kleinen Kühlschrank in Reichweite rechts, der unerschöpfliche Vorräte an Bier, Fischbrötchen und Schokolade enthält. Hoffe, dass ich wieder mal eine Zeitlang einnicke.

Was mir zu schaffen macht, ist das ewige Sitzen. Sicher: mit meinem massiven Übergewicht und den bereits geschädigten Gelenken gehöre ich nicht gerade zu denen, die durch viel Bewegung auffallen, und bloßes Stehen fällt mir erst recht schwer; aber hin und wieder in der Zelle auf- und abgehen zu können, würde nicht nur den Rücken

entlasten und den Kreislauf anschubsen, es würde mich vor allem ein Stück weit von dem Gefühl befreien, mein Körper laste auf mir wie ein Stapel schwerer Wolldecken, auf meinen Lungenflügeln, auf meinem Herzen, dem Gedärm und Gesäß. Ich könnte mich an dem kleinen weißen Becken drüben mal notdürftig waschen. Ich könnte mal aufs Klo. Die Ohnmacht wäre weniger fühlbar.

Da höre ich Schritte näher kommen, Stimmen. Schreck und Erleichterung zugleich: Sollte es schon so weit sein? Vor der Gittertür erscheinen drei hochgewachsene Männer in schwarzem Priesterhabit, die mir entfernt bekannt vorkommen, ohne dass ich wüsste woher. Mit ernstesten, ja feierlichen Mienen treten sie ein, aber was sie mir dann zu sagen haben, stürzt mich in Verwirrung: Ich soll die Orgel spielen beim Staatsakt für mein Opfer. Der Domorganist sei ganz plötzlich erkrankt, so schnell kein neuer herzubringen, so dass man auf diesen Gedanken gekommen sei – und habe er nicht eine gewisse bestechende Logik? Ich wende stotternd ein, dass ich als Kind mal eine Weile Klavierunterricht erhalten, nun aber seit Ewigkeiten nicht mehr gespielt hätte, mit großer Mühe und fehlerhaft allenfalls ein, zwei ganz einfache Stücke spielen könne, aber keinesfalls eine Orgel mit ihren drei Manualen, von denen eines auch noch mit den Füßen bedient werden müsse – das sei mir ganz unmöglich.

Aber die Männer lassen sich nicht beirren. „Im Vergleich zur Größe Ihres Vergehens ist diese Aufgabe doch wahrlich überschaubar“, sagt der eine, „Sie hatten doch den Mut zum Ungeheuerlichsten“, sagt der andere, und „Wollen Sie nicht wenigstens einen winzigen Teil Ihrer Schuld abtragen?“, fragt der dritte; dann greifen sie mir unter die Arme und helfen mir aus dem Sofa, und die Erleichterung des Stehens, die Lust sich zu bewegen ist so groß, dass ich dem vorangehenden Priester trotz meiner weiteren Proteste widerstandslos folge, während der zweite hinter mir geht und der dritte, nachdem er die Zelle sorgfältig abgeschlossen hat, in einigem Abstand nachkommt. Solange es durch spärlich erleuchtete Gänge voll kühler Kellerluft geht, versuche ich un-

ablässig weiter, die Männer von der Absurdität ihres Vorhabens zu überzeugen, male ihnen den hochnotpeinlichen Skandal aus, der durch meine musikalische Stümperei bei einem derart wichtigen repräsentativen Staatsakt unzweifelhaft ausgelöst werden würde. Was mich selbst angehe, so hätte ich ja ohnehin nichts mehr zu verlieren, aber sie selbst seien es doch, auf die eine öffentliche Schande solchen Ausmaßes zurückfallen würde. Die drei Priester bleiben indessen unbeeindruckt, treiben nur hin und wieder zur Eile an.

Ohnehin wird meine Suada dann buchstäblich erstickt, als wir in eine Wendeltreppe abbiegen, derart eng, dass ich beim ohnehin schon mühsamen Hinaufsteigen mit meinen ausufernden Hüften immer wieder stecken bleibe. Ich gerate ins Keuchen, es muss von hinten geschoben und von vorne gezogen werden, dann geht es wieder ein Weilchen, bis der nächste Engpass unter Wehklagen meinerseits und Haueruck meiner Begleiter überwunden werden muss. Und die Treppe will kein Ende nehmen; der alte Stein der Wände ist inzwischen glattem Beton gewichen, hin und wieder zeigen azurne Schlaglichter in schmalen Schlitzen nach außen, dass wir uns bereits in beträchtlicher Höhe befinden müssen. „Wie weit denn noch?“, kann ich nur knappen Atems hervorstoßen, da stehen wir auch schon vor einer schweren, metallenen Brandschutztür, die nach kreischendem Öffnen den Weg in einen Saal freigibt, der wohl geräumig wäre, wäre er nicht vor einem Gebirge aus Orgelpfeifen fast völlig ausgefüllt, einige so groß, dass mir Angst wird, ich könnte hier oben ertauben. Wie sich zeigt, ist der 'Saal' ein Turmgeschoss in schwindelnder Höhe, nach drei Seiten mit großen offenen Arkaden versehen. Der Spieltisch, mit seinen drei Manualen und den vielen verwirrenden Registerzügen und Schaltern wie das Cockpit eines Düsenjets wirkend, weist nicht wie sonst üblich zum Instrument, sondern lässt es in seinem Rücken, so dass der Musiker einen Blick auf das kolossale Oval des Stadions hat, das, inzwischen scheinbar bis auf den letzten Platz gefüllt, unter mir liegt wie ein gigantisches aztekisches Ornament, eine mikroskopisch vergrößerte

Wunde voller Streptokokken oder ein monströses weibliches Genital. Der Sog geht dennoch nach oben, ins hintergründige Azur des Firmaments – vielleicht gerade weil es eine optische Täuschung ist: Der Weltraum ist ja eigentlich tiefschwarz. Schwerfällig weht von unten herauf: Chopin, der Trauermarsch aus seiner zweiten Klaviersonate op. 35, in einer dieser Fassungen für Blasorchester.

Widerwillig lasse ich mich zur Orgelbank bugsieren und sinke schnaufend auf meinen ausladenden Hintern. Die drei Männer helfen mir, meine fleischigen Beine auf den Pedalen zu positionieren. Ich sehe sie nochmals hilflos und flehend an.

„Ich kann das nicht“.

„Sie müssen nur wollen.“ Wo nehmen die nur ihre Zuversicht her? Ihre Unbeirrbarkeit im Falschesten? Das Gerät wird eingeschaltet, auf dem Spieltisch beginnen Lämpchen zu leuchten, zu blinken und hinter mir setzt ein tiefes, mechanisches Atmen ein, als sei ein ganzes Kraftwerk zu gespenstisch beseeltem Leben erwacht. Man deutet auf einen kleinen Bildschirm, der den Altar von Nahem zeigt, dahinter den Sarg auf dem Katafalk mit der Staatsflagge darübergerbreitet. Am unteren Bildrand in Leuchtschrift die Worte *'Musik zum Einzug'*.

„Hier steht immer, was Sie als nächstes spielen müssen. Die Register sind bereits eingestellt. Es kann gar nichts schiefgehen.“ Ich lache verzweifelt auf, da haben die drei sich schon mit dem Hinweis verabschiedet, es gehe gleich los, beim letzten Glockenschlag solle ich beginnen. Die Tür fällt hinter ihnen zu und wird knirschend mit beiden Riegeln verschlossen. Ich höre nur noch mein Herz, den Wind und das entfernte, zigtausenfache Murmeln des Publikums im Stadion. Keine Ahnung, wie ich die Lähmung in meinem Gliedern überwinden soll. Doch im nächsten Moment geschieht etwas gänzlich Unerwartetes: Ein Rauschen, ein Flattern, und schon ist ein Schwarm von fünfzehn, zwanzig Krähen durch die großen offenen Bogenfenster hereingewischt und hat sich auf die Metallstreben gesetzt, die dicht unter der Decke den Bau stabilisieren. Sie geben keinen Laut von sich, aber es

scheint, als sähen sie mich alle an, und vom Blick ihrer schwarzglänzenden Knopfaugen geht eine seltsame Kraft aus; plötzlich bin ich nicht mehr allein, und nun kann ich mich besinnen. Es stimmt ja: Ich habe wirklich rein gar nichts mehr zu verlieren.

Als die Glocken einsetzen, suche ich mit dem linken Fuß ein g. Nach den vier hohen Schlägen zur vollen Stunde tue ich auf dem oberen Manual mit der rechten Hand das gleiche. Und während der zwölf tieferen zur Mittagszeit spreize ich die linke Hand zu einem g-Moll Dreiklang. Als ich auf dem Bildschirm den evangelischen und katholischen Geistlichen auf den Altar zukommen sehe und der Schriftzug 'Musik zum Einzug' zu blinken beginnt, spiele ich mit der rechten Hand ganz langsam einen einfachen Abwärtslauf, lasse ihn wieder auf g enden und spiele dazu mit der linken Hand den Akkord. Die Orgeltöne kommen in breiter Kraft und durchdringender Lautstärke, offenbar sind viele Register gezogen worden. Dann wiederhole ich dasselbe eine Oktave tiefer und trete zum Abschluss dazu noch ein tiefes G mit dem Fuß – der Effekt könnte kaum billiger sein, aber er kommt an. Ich spüre die Bewegung im Publikum. Also wiederhole ich dasselbe in umgekehrter, aufsteigender Richtung und setze an die Stelle der einzelnen Melodietöne jeweils Triolen, einfache, gebrochene Dreiklänge. Die Ergriffenheit im Stadion ist bis hier oben zu spüren, bei aller Banalität. Dann lasse ich dieselben Figuren auseinander- und zusammenlaufen und schließe mit einem g-Moll-Akkord von monumentaler Schwermut, bei dem ich es nach Verlauf eines Taktes sogar schaffe, mit beiden Füße ein entsprechendes Intervall zu treffen. Das muss zunächst einmal reichen: Die Geistlichen stehen neben dem Altar. Das strahlende Blau des Himmels ist so makellos, kein einziges Wölkchen zu sehen, das Gold und das Rot der Nationalflagge leuchten wie im Bilderbuch – man könne meinen, es läge ein göttlicher Spott darin.

Der evangelische Pastor beginnt mit der Eingangsformel, und auf meinem Display steht als nächstes nicht nur 'Amen', sondern es stehen dort auch die beiden zu spielenden Akkorde – bis ich dran bin,

habe ich meine Hände entsprechend platziert, und dass ich mit dem rechten Fuß erst beim zweiten Versuch den richtigen Ton treffe, wirkt wie ein manieristischer Schlenker. Aber ich weiß ja, die Nagelprobe wird das erste Lied. Ich kann kein einziges Kirchenlied auch nur halbwegs auswendig, Gottesdienste sind immer Veranstaltungen gewesen, die wie Rituale einer vollkommen fremdartigen Zivilisation auf mich wirkten, und ich fühle mich in ihnen stets wie ein eben gelandeter Alien. Da sind mir die still schauenden Krähen vertrauter.

Doch gilt dies inzwischen nicht für die Mehrheit der Bevölkerung? Zwei Drittel der Leute hier werden ohnehin nur still die Lippen bewegen, und das restliche Drittel hat ja kein Mikrofon (Auf einen professionellen Chor hat man seltsamerweise verzichtet). Die Leute werden nehmen müssen, was sie kriegen, und wenn es irgendwo Melodie- und Textkenntnisse gibt, dann im Bereich der Pop-, Rock-, und Schlagermusik. Die Zeit drängt, ich durchforste die Erinnerung an die Zeiten meines Klavierunterrichtes, und dann habe ich eine Idee. Sie ist so ziemlich das Unpassendste, was mir einfallen konnte, aber ich habe keine Zeit mehr; die Anzeige mit der Nummer des Kirchenliedes beginnt zu blinken, und wie gesagt: Was habe ich noch zu befürchten?

Zum Einstieg spiele ich ein paar völlig atonale Arabesken über einem dumpfen Liegeton im Bass, den ich vor der ersten Strophe in einen einfachen Moll-Akkord auflöse. Kurze Spannungspause, dann setze ich erst mit dem Walzerrhythmus ein, und dann mit der Melodie von „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein“ – zunächst noch ziemlich holperig und mit Fehlern, doch Takt für Takt kehrt die Erinnerung in meine Finger zurück, die Glieder verlieren an Schwere. Über die Hunderte Meter Entfernung ist fast hautnah zu spüren, wie dem Publikum der Atem stockt. Die beiden Geistlichen auf dem Bildschirm stehen mit offenem Mund da. Unruhe geht durch die dichtgedrängten Ränge, aber dann beginnen die ersten zögernd die Melodie mitzusummen, die Erinnerung an den alten Text kehrt wieder, und bei der Wiederholung des Refrains singen schon einige mit, immer mehr fallen

ein, die Freude am Wiedererkennen, die Lust am Singen und am Einklang der Stimme mit all den andern, und nicht zuletzt die selige Dummheit von Musik und Text entfalten ihren Sog, und bald singt eine deutliche Mehrheit unisono, und während mein Spiel allmählich an Steifheit verliert und Beschwingtheit gewinnt, verbreitet sich eine Stimmung festlicher Heiterkeit und anspruchslosesten Genusses, bis die Menschen sogar unwillkürlich ins Schunkeln fallen, das dem Oval der Zuschauerreihen die untermeerische Bewegtheit einer Seeanemone verleiht. Ein Blick auf den Monitor zeigt die versteinerten Mienen der Geistlichen. Wer weiß eigentlich, dass ich es bin, der hier oben sitzt und für die Musik verantwortlich ist?

Die Schlussakkorde auf dem langgezogenen Wort 'Liebe' verklingen, ein Moment des Nachhalls, des Nachschwingens, hier und da bestimmt ein Kichern. Dann kommt die Stimme des katholischen Priesters durch das Mikrophon, seltsam vervielfältigt durch den großen Abstand der vielen Lautsprecher. Mit einem Ernst, der anfangs wackelig und forciert klingt, beginnt er ganz konventionell.

„Wir haben uns hier heute versammelt, um Abschied zu nehmen. Abschied zu nehmen von einem Mann, dessen historische Größe nicht nur unter den Deutschen schon zu Lebzeiten unbestritten gewesen ist.“ Schnell hat seine Stimme Festigkeit gewonnen, und schnell sind auch die Gottesdienstbesucher wieder bei der unerhörten Begebenheit dieses Todes. Es folgt die Vielzahl der Ehren, die dem Opfer zuteil geworden sind, und die Nennung der Stiftung, die seinen Namen, gemeinsam mit den Geschichtsbüchern, in die Zukunft tragen wird. Im Anschluss der biografische Abriss: Kindheit und Jugend nur andeutungsweise, der Schwerpunkt ganz auf der Karriere: die Anfänge des 'Selfmademans' aus dem Nichts, das schnelle Wachstum der eigenen Firma, ihre internationale Expansion, die Rolle als Arbeitgebervertreter, dann der endgültige Wechsel in die Politik, der rasche Aufstieg zum Parteivorsitzenden und die lange Kanzlerschaft mit ihren vielfältigen Herausforderungen und Errungenschaften. Kein immer ganz einfa-

cher Mann, harte Entscheidungen nötig, deshalb natürlich Gegnerschaft, auch leidenschaftliche, dabei aber immer Hochachtung, Respekt.

Dann kündigt eine kleine Pause den Wendepunkt an, und eine Tonlage tiefer kommt das Verhängnis in Gestalt des Terrors. Der, in blindem Fanatismus einer abseitigen Ideologie folgend, den allseits respektierten, ja verehrten Mann seinen vielen treuen Anhängern und seiner Familie entreißt – in einem Akt beispielloser Grausamkeit, der uns heute noch das Blut in den Adern stocken lässt. Der Priester fragt sich und das Publikum, ob und wie eine solche Tat erklärt, auch nur ansatzweise verständlich gemacht werden könne, nennt Elternhaus, Schule und Arbeitswelt – nur um zu bekennen, stellvertretend für alle: Er wisse es nicht. Dass der Mörder seiner gerechten Strafe nicht entgehen werde, sei nur ein geringer Trost, könne den Verlust nicht aufwiegen, die Lücke, die in die politische Landschaft und in die Herzen der Menschen, besonders in die der Familie und der politischen Weggefährten gerissen worden sei. Deshalb bleibe nur die Wendung zu Gott, der alles wisse, der stets Trost habe auch für den gänzlich Verzweifelnden etc. pp. Gebet. Möge er Ruhe finden. Amen: das tausendfache Echo des Stadions.

Lied Nr. 85: O Haupt voll Blut und Wunden. Ich bin wieder dran. Habe die Zeit der Predigt nicht genutzt, war ganz gefangen von meiner Erinnerung daran, was wirklich geschehen war: an die vollkommen zufällige Gelegenheit zur Entführung, ihre unwiderstehliche Verführungskraft, die Lebendigkeit bei der Tat. An die nächtelangen Verhöre des Gefangenen, seine Verachtung erst, die falschen Geständnisse dann. Wie er schrumpfte ohne Essen. Wie er fror ohne Kleidung. Wie sein Blick alle Kraft verlor ohne Schlaf. An die Häutung schließlich, und die Wahrheit am Schluss, die endgültige, doch längst bekannte, so außerordentlich banale Wahrheit, Bestätigung und Enttäuschung zugleich.

Aufschreckend aus diesen noch so lebhaften Bildern bleibt mir angesichts der blinkenden Liednummer nur, mich ganz meinen Einfäl-

len zu überlassen. Ich sehe kurz hoch zu den Krähen unter der Decke mit ihren blanken Blicken ohne Tiefe und beginne mit einem Cluster des gesamten Unterarms auf dem oberen Manual, einer schrillen, gespenstischen Klangfläche, die wie eine schädliche Strahlung durch die Ohren, ja durch die Haut des ganzen Körpers bis in Eingeweide und Knochen dringt, je länger ich ihn aushalte. Das Publikum im Stadion wirkt wie in Schreckstarre, die Geistlichen sehen hilfesuchend erst einander an, gestikulieren dann in Richtung der Kameralleute. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass der Himmel sich mit einer diesigen Dunstschicht zu beziehen beginnt, es kommt ein seltsames Zwielficht auf, das die Sonne wie einen Tagmond erscheinen lässt. Dann wechselte ich unvermittelt auf einen noch breiteren, mit beiden Unterarmen gespielten Cluster auf dem unteren Manual. Ein donnerndes Brausen fegt über die Zuschauerränge, und nun macht sich auch hier ernstlich Unruhe breit, einige, dann immer mehr Menschen wollen offenbar fort aus dem Herrschaftsbereich der Orgel, streben eilig zu den Ausgängen, es kommt zu Gedränge und Getümmel. Währenddessen schiebt sich von Westen wie aus dem Nichts eine dunkelgraue, zum Teil fast schwarze Gewitterwand heran, Gebirge geballter Finsternis – als könnte meine Musik dem Wetter gebieten. Da ich mich, mit beiden Unterarmen auf die Tasten gestützt, ganz auf das Fußmanual konzentrieren kann, suche ich nun, behindert vom Fett der Beine, nach der Melodie des Dies Irae, und als ich sie, schon schwitzend, endlich gefunden habe, lasse ich sie unterhalb des Clusters in Oktavparallelen erklingen – enger bekomme ich die Beine nicht zusammen. Ich spiele die drohende Folge der Bass-töne immer wieder, wohl eben noch zu hören im endzeitlichen Getöse des Clusters, in dem auch mein Keuchen untergeht.

Blitz und Donner setzen zuerst ein, gleich ganz nah, und dann schiebt sich der Platzregen als graue Wand über das Stadion, wo Chaos ausbricht. Kein Niederschlag war vorhergesagt, kaum jemand hat Regenschirme dabei, die Ausgänge sind schnell verstopft, und so strebt alles in die oberen Ränge, wo das freitragende Dach etwas Schutz bie-

tet – von hier oben wirkt das wie eine Öffnung des großen Ovals. Das Gewitter ist jetzt direkt über mir, grelles Flackern in tiefer Dämmerung. Ich versuche das Tempo des *Dies Irae* zu steigern und bin selbst überrascht, dass es geht – es ist, als schmelze ein Teil meines Fetts als Schweiß von meinem Körper, der andere verwandele sich in Energie: Je leichter ich werde, desto rasenderer wird das Tempo, und als meine Füße es quasi automatisch spielen, hebe ich den Cluster auf und beginne in wilder, ganz willkürlicher Folge dissonante Akkorde ins untere Manual zu hacken. Und seltsam: Je länger ich dies tue, desto mehr habe ich den Eindruck, als würde sich aus der reinen Willkür, aus dem schmerzlichsten Chaos ein Muster entwickeln, eine Bachsche Arithmetik jenseits barocker Harmonik, eine zunehmend komplexere, kunstvollere Fuge aus brutalem Hass, aus zügelloser Wut und mörderischer Rachsucht; und irgendwann ist mir immer mehr, als würde nicht ich die Orgel spielen, sondern die Orgel mich; schon abgezehrt zu einer hageren Figur aus Muskeln und Knochen, zappele ich wie eine Gliederpuppe mit Armen und Beinen auf der Bank. Ich weiß nicht, wie lange ich das aushalten kann, der Schweiß läuft mir, als stünde ich draußen im Starkregen, in Strömen über das Gesicht und den Körper hinunter, mein Atem geht rasselnd, und in den schmerzenden Armen und Beinen spüre ich Krämpfe kommen.

Und die Besucher des Stadions? Obgleich Blitz und Donner nun in kurzen Abständen folgen und mit dem Tosen der Orgel zu einem apokalyptischen Schlachtenlärm verschmelzen, scheint die drohende Panik abgewendet; eine Art faszinierter Bann verbreitet sich. Doch nach einer Weile kommt wieder Bewegung in sie; aus dem geschützten Bereich strömen sie von allen Seiten hervor in den dichten Starkregen, konzentrisch der Mitte zu, ja überwinden die Barrieren und laufen aufs Feld, die Kleider sich vom Leibe reißend, die Hände in den Himmel reckend, offenbar brüllend, johlend und kreischend, ohne dass ich hier oben an meiner Höllenmaschine etwas davon höre. Es ist eine kollektive Ekstase, die Massen drängen in Richtung Altar und Kata-

falk, die Ordner haben keine Chance, die Geistlichen fliehen, dann schlägt die Woge über dem Sarg zusammen, ich sehe nur noch, wie der heruntergerissene Deckel über den Köpfen wegtreibt, da umwirbelt mich ein schwarzes Kreischen, die Krähen schwärmen aus, kreisen noch ein paarmal um den Turm und wehen panisch davon. Jetzt niederfahrend ein heiß blendendes Schwert aus Licht, dessen betäubender Schlag den Turm spalten will.

Ich höre nichts mehr, ich sehe nichts mehr, doch ich spiele noch immer, werde gespielt. Auf einmal fällt es mir leicht, als sei eine verborgene innere Kraftquelle aufgebrochen. Die brennende Hitze, die lodernden Flammen kommen nicht von außen, sondern von innen, ganz aus der Mitte; hier findet die Kernfusion statt, wie bei der Sonne, wie sie verzehre ich mich selbst, und wie bei ihr strömt die Energie aus dem Zentrum mit Macht nach außen und wird von der Oberfläche nach allen Seiten abgestrahlt in den unendlichen, eiskalten Sternenraum, von meiner glühenden, brennenden Haut, in einem Übermaß an Schmerz und Lust.